

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
10 / 2003

An den Grenzen des Lebens

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2002
- MUSICA PRO PACE 2002
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

– Veröffentlichung des Universitätsverlags Osnabrück bei V&R unipress –

Triebe, Instinkte, Kultur und Todesangst

Überlegungen zu konkurrierenden Erklärungen für die Ursachen von Aggressionen, Konflikten und Gewalt¹

I. Die Menschenbilder in den Aggressionstheorien von Freud, Lorenz und der Soziobiologie – Wenn wir über Ursachen von Aggressionen, Konflikten und Kriegen sprechen, dann ist die zentrale Frage: Sind wir als Menschen aufgrund unserer Natur zum Unfrieden verdammt? Oder: Ist aufgrund unserer Vernunft der Frieden machbar? Die Wissenschaft kann auf diese alternativ gestellte Frage keine eindeutige und schlüssige Antwort geben. Was Wissenschaftler allerdings tun können, ist zu untersuchen, welche Bedingungen die Entstehung von Konflikten und Krisen fördern und welche Maßnahmen geeignet sind, Konflikte und Krisen zu begrenzen oder einzudämmen.

Ich will mich diesem Problem nähern, indem ich mich ausgehend von meiner Disziplin als Sozialpsychologe zunächst kritisch mit der Frage beschäftige: Was sind die zugrunde liegenden Bilder über die Natur des Menschen in den wichtigsten Aggressions- und Konflikttheorien? Je nachdem wie diese Frage beantwortet wird, können wir eine zweite Frage stellen: Gibt es berechtigte Hoffnungen, Aggressionen und Konflikte zu bändigen? Und wenn dies so ist, wie müssten gesellschaftliche Institutionen sowie soziale und politische Interventionen gestaltet sein, damit Konflikte nicht zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und Kriegen führen?

Von einem Psychologen wird gemeinhin erwartet, dass er – anders als etwa ein Politologe – aus der subjektiven oder psychischen Perspektive, also von der ›inneren Realität‹ des Menschen her Konflikte analysiert. Wie heißt es doch in der berühmten These der UNESCO: »Kriege beginnen in den Köpfen der Menschen«. Allerdings muss man die strenge Zweiteilung von ›äußerer‹ und ›innerer‹ Realität schon aus erkenntnistheoretischen Gründen zurückweisen, denn es gibt keine autonome ›innere Realität‹ ohne eine wie immer geartete ›äußere Realität‹. ›Innere‹ und ›äußere‹ Realität sind sowohl empirisch als auch erkenntnistheoretisch immer aufeinander bezogen.

Allen Kulturen, Religionen und Weltanschauungen liegt ein Bild vom Menschen zugrunde. Ebenso gehen alle Sozialwissenschaften von bestimmten Annahmen über die Natur des Menschen aus, die aber von ihnen häufig nicht explizit formuliert werden. Es geht u.a. um die alte Frage: Ist der Mensch nur

eine biologische Fortsetzung der höheren Menschenaffen, oder ist er einzigartig unter allen Lebewesen? Für *Charles Darwin* (1872) und für viele nachfolgende Evolutionstheoretiker ist es nur ein kleiner Entwicklungsschritt von den höheren Tieren zum Menschen. Aus dieser Sicht ist der Mensch ein instinktgebundenes Wesen, dessen Verhalten weitgehend biologisch festgelegt ist. Konträr hierzu stehen theoretische Ansätze der Psychologie und Sozialpsychologie: Menschliches Verhalten ist zu einem großen Teil erlernt und wird geformt von Umwelteinflüssen. Aus dieser Perspektive erscheint der Mensch als ein vernunftbegabtes Wesen, das seine Welt aufgrund von Erfahrungen interpretiert und aktiv nach Sinnbezügen sucht (Bierbauer 1996).

Geht man von einer evolutionsbiologischen Sichtweise aus, dann ist jede Veränderung menschlichen Verhaltens wegen seiner biologischen Fixiertheit nur begrenzt möglich. Wenn wir als leitendes Menschenbild die Instinktgebundenheit unserer Spezies vor Augen haben, dann sind Aggressionen und somit Kriege letztendlich unvermeidbar und aufgrund dieser biologischen Notwendigkeit auch legitimierbar. Wenn aggressives Verhalten vererbt würde, dann könnten Menschen auch nicht persönlich dafür verantwortlich gemacht werden.

Auch Wissenschaftler, die eher eine umweltbezogene Position einnehmen, verkennen nicht, dass die menschliche Natur biologisch-genetische Grundlagen hat, die unser Verhalten und Denken beeinflussen. Ebenso bestreiten evolutionstheoretisch orientierte Wissenschaftler nicht den Einfluss des Sozialisationsgeschehens auf die Entwicklung des menschlichen Verhaltens und Denkens (Keller 1997). Es ist unsinnig, menschliches Verhalten und Denken nur monokausal auf eine einzige Ursache zurückzuführen. Die menschliche Natur ist das Ergebnis von Biologie *und* von Umwelt sowie der gegenseitigen Beeinflussung von biologischen, psychischen und Umweltbedingungen. Die verschiedenen Theorien unterscheiden sich jedoch im Hinblick auf die Bedeutsamkeit, die sie diesen Faktoren einräumen (Velden 2001).

Unter der Perspektive des jeweiligen Menschenbildes sollen kurz die Positionen von einigen der wichtigsten Ansätze beleuchtet werden, die sich mit den Ursachen von Aggression und Konflikt beschäftigen: Zunächst sei auf *Sigmund Freuds* Ausführungen über die Frage nach den Ursachen von Kriegen eingegangen und dann die instinkttheoretischen Annahmen von *Konrad Lorenz* diskutiert. Anschließend werden diese Ansätze kritisch mit dem Phänomen des kollektiven Genozid konfrontiert. Schließlich folgen einige Ausführungen darüber, wie Menschen reagieren, wenn ihre kulturelle Identität tatsächlich oder vermeintlich bedroht wird, und welche Rolle dabei unsere Endlichkeit spielt.

Im Jahre 1932 führten Freud und *Albert Einstein* einen berühmt gewordenen Briefwechsel über die Frage: »Warum Krieg?« Die Antwort Freuds ist in mehrerer Hinsicht bemerkenswert, u.a. deshalb, weil sie noch heute populär

ist. Sie ist geprägt von seiner tiefen Skepsis über die Wirkungen der destruktiven Impulse als Teil der menschlichen Natur. Seine Ausführungen gipfeln in der Feststellung, der Krieg sei »Ausfluss des Destruktionstriebes«, und er halte es für eine Illusion, »die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen«. Menschen würden nach seiner Überzeugung durch »die Wendung dieser Triebkräfte zur Destruktion in der Außenwelt entlastet, [was] wohltuend wirken muss«. Der Krieg, so scheine es, sei »doch naturgemäß, biologisch wohl begründet, praktisch kaum vermeidbar« (Freud 1932/1978, S. 22ff.).

Die Annahme, dass in Menschen ein Reservoir destruktiven Triebpotentials angelegt sei, das von Zeit zu Zeit nach Entladung drängt, ist noch immer eine weit verbreitete Denkfigur zur Deutung der Ursachen von Konflikten und Kriegen. Die so genannte Katharsishypothese ist eine populäre Variante dieses Triebmodells. Sie beinhaltet die Annahme, dass die Seele durch direkte oder indirekte Erregung von Mitleid und Furcht gleichsam gereinigt würde. Unterdrückte Emotionen könnten somit abgeführt werden, bevor sie sich mit Gewalt entluden. Dass diese Hypothese von Herstellern von Kriegsspielzeugen und Gewaltdarstellungen in Medien gerne zur Legitimation ihrer unmoralischen Produkte herangezogen wird, verwundert nicht. Für diese kathartische Wirkung gibt es jedoch keine empirischen Belege (Bushman / Baumeister / Stack 1999).

Das Freudsche Aggressionsmodell wurde in ähnlicher Form von Lorenz (1963) auf der Basis evolutionstheoretischer Argumentation weiterentwickelt. Nach diesem Ansatz sind Menschen ebenso wie andere Lebewesen mit einem Aggressionsinstinkt ausgestattet, der evolutionär geprägt ist. Aggression ist in unseren Genen angelegt, ebenso wie Sexualität, Furcht und Ekel. Kurz, aggressive Impulse charakterisieren unsere letztlich animalische Natur.

Den von Freud und Lorenz favorisierten Mechanismus der Entladung aggressiver Energien nennen Kritiker wie *Zajonc* (2000) ein »Dampfkesselmodell«: Aggressive Impulse suchten unentwegt nach Entladung, die nur durch Sozialisation und Kultur in Grenzen gehalten werden könne. Diese biologische Erklärung für individuelle oder kollektive Gewalt und insbesondere die Entladungs- bzw. Auslösetheorie von Lorenz ist allerdings theoretisch naiv. Freuds Modell ist Ausfluss eines naturwissenschaftlichen Missverständnisses, das im wissenschaftlichen Zeitgeist des 19. Jahrhunderts wurzelt. Es gibt keine empirischen Belege zu einem so genannten Aggressionsstau, der nach Entladung drängt (Adams 1991).

Weil Kriege und Massaker zu allen Zeiten und in allen Teilen der Welt vorkommen, liegt die Vermutung nahe, dass dieses Verhalten durch die Natur des Menschen zu erklären sei. In der Tat sind sozialbiologische und psychobiologische Theorien *en vogue* bei der Erklärung von so unterschiedlichen Phänomenen wie Sprachentwicklung, sexueller Orientierung, Kriminalität,

akademischem Erfolg und einer Reihe anderer sozialer und psychischer Phänomene. Die populären und am meisten akzeptierten Ansätze stammen aus der Soziobiologie. Komplexe Phänomene werden beispielsweise durch das Konzept der »*inclusive fitness*« erklärt, die als eine natürliche Kraft den Fortbestand unserer Gene steuert – unserer eigenen und die unserer Spezies (Dawkins 1976).

Beispielsweise ziehen die Anthropologen *Richard Wrangham* und *Dale Peterson* (1996) eine Parallele zwischen Aggressionen bei Schimpansen und dem Genozid zwischen Hutus und Tutsis in Ruanda, indem sie den Kampf um Dominanz bei Schimpansen als »Wahlzeit« charakterisieren. Zu Gewalt komme es bei Schimpansen und Menschen, wenn eine traditionelle Hierarchie gefährdet sei und niedriger stehende Männchen sich nicht mehr unterordnen wollten.

Die soziale Dynamik einer Schimpansenherde soll uns also erklären helfen, was in Ruanda geschah, als es nach den dortigen Präsidentschaftswahlen zu den bekannten Massakern kam. Es handelt sich in beiden Situationen um »Wahlen«. Diese Parallele scheint unwiderstehlich. Natürlich gibt es Tötungen bei Schimpansen. Aber selten in der eigenen Gruppe.

Zur Erklärung von Massakern taugen soziobiologische Erklärungen wenig. Nach Zajonc (2000) sind folgende Einwände zu bedenken:

Wenn wir anerkennen, dass menschliche Aggression der tierischen Aggression gleicht oder ähnelt, dann sollten wir erwarten, dass unsere Form des Massenmordes derjenigen gleicht, die wir bei niederen Tieren beobachten können. Dies ist jedoch nicht der Fall: Es gibt im Tierreich keinen Massenmord, der dem menschlichen Massenmord auch nur entfernt ähnelt. Massenmord würde der Logik der Zuchtauswahl und des Fortpflanzungserfolgs widersprechen.

Die naturalistischen, d.h. biologischen Erklärungen beziehen sich auf individuelles Verhalten. Die Eruption aggressiven Verhaltens geht vom Individuum aus, während Massenmorde Fälle von geplanter und organisierter kollektiver Gewalt sind, bei denen andere Faktoren als individuelle Dispositionen die entscheidende Rolle spielen. Und »Genozid ist nicht der Plural von Totschlag« (Zajonc 2000), sondern ein soziales Phänomen, das einer kollektiven Mentalität entspringt.

Wenn es so ist, dass wir 98,5% unserer Gene mit dem Schimpansen teilen, dann verbleiben nur noch magere 1,5% nicht gemeinsamer Varianz. 98,5% gemeinsamer DNA erlauben Schimpansen zu grunzen und Menschen auch. Aber die 1,5% der nicht gemeinsamen DNA ermöglichen Kulturleistungen wie z.B. die *Goldberg-Variationen* von *Bach*.

Biologische Erklärungen für ethnische, religiöse und ideologische Massaker sind deshalb so populär, weil sie relativ einfach sind und weil sie uns von der Verantwortung für Gewalthandlungen entlasten. Sie sind eine hilflose

Kapitulation und eine Flucht in Scheinerklärungen. Kein Tier tötet aus Prinzip oder aus höheren Motiven. Massaker sind als kollektive Phänomene das Produkt menschlicher Kreativität und nicht instinktgebundener Kräfte.

Menschen zeigen beim Töten und Quälen ihrer eigenen Spezies außerordentlich viel Kreativität, Originalität und Einfallsreichtum. Es gibt kein Tier, das fähig wäre, ein solches Ausmaß an Grausamkeit zu produzieren. Die jüngsten Massenmorde im Kosovo liegen nicht einmal drei Jahre zurück. Man schätzt, dass dort mehr als 25.000 Menschen umgebracht worden sind. Dies ist nur ein kleiner Teil von schätzungsweise 100 Millionen zivilen Opfern, die durch Kriege und Gewalteinwirkungen im letzten Jahrhundert getötet wurden – das sind durchschnittlich 3000 pro Tag (Zajonc 2000).

II. Konfliktdeeskalation durch gemeinsame Oberziele – Gibt es keine Hoffnung? Sind wir also zur Aggression verdammt? In den Jahren kurz nach dem Zweiten Weltkrieg führten der amerikanische Sozialpsychologe *Muzafer Sherif* und seine Mitarbeiter eine 1953 publizierte, wegweisende Feldstudie durch. In diesen Untersuchungen nahmen zwölfjährige Jungen an einem Pfadfindercamp teil. Nach ihrer Ankunft im Camp wurden sie in zwei unterschiedliche Gruppen aufgeteilt und zwischen ihnen Wettkämpfe veranstaltet. Dabei wurde die Rivalität zwischen den Gruppen so gesteigert, dass es zu feindseligen Auseinandersetzungen kam. Um die Rivalitäten zu vermindern, wurden anschließend gemeinsame Aktivitäten arrangiert. Dies führte jedoch zu noch mehr Aggressionen. Auf dem Höhepunkt der Feindseligkeiten wurde eine Notfallsituation inszeniert, die nur durch gemeinsame Anstrengungen zu beheben war. Weil die Gruppen an einem gemeinsamen Oberziel arbeiteten und deshalb kooperieren mussten, verminderten sich ihre gegenseitigen Aggressionen, und eine neue Harmonie zwischen den Gruppen stellte sich ein.

Obwohl eine Verallgemeinerung dieser Befunde nur begrenzt möglich ist, konnte Sherif überzeugend demonstrieren, dass Konflikte zwischen Gruppen sehr schnell eskalieren können, ihre Deeskalation jedoch schwierig, wenn auch nicht unmöglich ist. Der Schlüssel liegt in der Notwendigkeit, an einem gemeinsamen Oberziel zu arbeiten. Häufig wird eingewandt, dass in vielen Konfliktsituationen kein gemeinsames Oberziel erkennbar sei. Dass wir gemeinsame Interessen in Konflikten häufig nicht zu erkennen vermögen, liegt an unseren mentalen Barrieren und Grenzen unserer Wahrnehmung, (Klinger / Bierbrauer, im Druck), und an unserem Mangel an Kreativität und Wissen, wie diese herauszuarbeiten sind. Die Transformation von feindseligen Auseinandersetzungen in nichtgewalttätige Konflikte ist eine schwierige, aber nicht unmögliche Aufgabe (Bierbrauer 1996).

Wir sind nicht unentrinnbar zur Aggression verdammt. Eine Fülle weiterer sozialpsychologischer Untersuchungen belegen eindrucksvoll, dass das Potential für das so genannte Böse nicht unvermeidlich als Schicksal hingenommen

werden muss. Wir müssen sowohl die äußeren Kontextbedingungen kennen, die aggressives Verhalten auslösen, als auch die Kontextbedingungen, die sie eindämmen können.

III. Konflikte und Gewalt — Konflikte gehören zu den unvermeidlichen Gegebenheiten unseres Lebens. Wir erleben sie als individuelle Widersprüche zwischen unseren Motiven und Zielen, oder als Interessengegensätze zwischen uns und anderen und beobachten sie als Auseinandersetzungen zwischen Gruppen, Staaten und Kulturen. Fraglos liegen die Ursachen vieler Konflikte in dem Mangel an Ressourcen und dem Wettstreit um diese, in der Ungleichheit von Macht, Status und Chancen. Diese äußeren Bedingungen können zu Diskriminierung, Armut und Unterdrückung führen.

Die meisten Konflikte werden als eine negative Beziehung zwischen Parteien (Individuen und Gruppen) definiert, die tatsächlich unvereinbare Ziele haben oder zu haben glauben. Diese Feststellung ist sehr wichtig, denn die meisten Konflikte – darin sind sich viele Konfliktforscher einig – haben ihre Ursache in der Fehlwahrnehmung und in der Fehlinterpretation der Motive und Ziele der jeweiligen anderen Partei. Für eine systematische Konfliktanalyse ist daher die Betrachtung des Zusammenwirkens von so genannten ›inneren‹ Personalfaktoren und ›äußeren‹ Umweltfaktoren unerlässlich.

Obwohl Konflikte fast immer als unangenehme Spannungszustände erlebt werden, haben einige Konfliktforscher – so z.B. schon 1908 *Georg Simmel* – auch die positiven Aspekte von Konflikten hervorgehoben, weil sie auf Spannungen in sozialen Systemen hinweisen und so zu Motiven für notwendige gesellschaftliche Änderungen werden können. Obwohl im allgemeinen Sprachgebrauch der Terminus ›Konflikt‹ häufig als Oberbegriff für individuelle und kollektive Spannungen verwendet wird, ist es auf der Basis der vorangegangenen Überlegungen sinnvoll, zwischen ›Konflikten‹ und ›Gewalt‹ zu unterscheiden. Während Konflikte eine negative Beziehung zwischen Parteien mit unterschiedlichen Interessen anzeigen, äußert sich Gewalt in Handlungen, Worten, Einstellungen und Strukturen, in deren Konsequenz die Zerstörung von Menschen und Umwelt steht oder deren Entfaltung verhindert wird.

Die Aufgabe der heutigen Friedens- und Konfliktforschung besteht zum einen darin, mögliche Spannungen bei nationalen und internationalen Auseinandersetzungen rechtzeitig zu erkennen, damit sie nicht zu Gewalt eskalieren. Zum anderen ist es wichtig, geeignete Formen der friedlichen Konfliktprävention und Intervention zu entwickeln, damit diese Spannungen ihre destruktive Dynamik nicht entfalten können.

IV. Interkulturelle Konflikte — Innerstaatliche Gewaltkonflikte, die häufig ethnische Ursprünge haben, bestimmen seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die internationale Weltlage. Dazu zählen die Konflikte zwischen

den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens und der ehemaligen Sowjetunion, zwischen Israelis und Palästinensern, zwischen Hutu und Tutsi in Ruanda und Burundi sowie die Konflikte in Sri Lanka und Nordirland. Überwiegend handelt es sich um langwierige gewaltförmige Auseinandersetzungen, die durch Menschenrechtsverletzungen und den massiven Einsatz von Gewalt bis hin zum Genozid gekennzeichnet sind. Nach Beobachtungen des Heidelberger Instituts für Internationale Konfliktforschung (2001) stehen für das Jahr 2000 sechs internationalen Konflikten 32 innerstaatliche gewaltsame Auseinandersetzungen gegenüber. Kaum einer dieser Konflikte wurde als konventioneller Krieg zwischen Staaten bzw. Regierungen ausgefochten. Vielmehr wurden die meisten Konflikte zwischen ethnischen Gruppen innerhalb bestehender oder ehemaliger Staaten ausgetragen. Konflikte zwischen ethnischen Gruppen oder Angehörigen unterschiedlicher Kulturen eskalieren nicht nur wegen unerfüllter materieller Bedürfnisse, ungleicher Machtverteilung und ungerechten Zugangs zu Ressourcen. Neben diesen äußeren Bedingungen tragen auch unerfüllte Bedürfnisse psychischer Art wie denen nach Sicherheit, Identität, Anerkennung, Autonomie und das Verlangen nach Gerechtigkeit zur Eskalation von Konflikten bei (Kelman 1999). Diese psychischen Erfordernisse konstituieren unsere kollektive Identität, die wir üblicherweise unter dem Begriff ›Kultur‹ subsumieren. Was ist ›Kultur‹ und weshalb sind diese kulturellen Determinanten so wichtig, dass ihre Sicherstellung und Verteidigung zu Gewalt und Krieg führen können?

V. Kultur als Sinnstifterin und Angstpuffer — Kultur ist ein komplexes, vielschichtiges Phänomen und deshalb schwierig zu definieren. Früher verband man mit Kultur die besonderen Leistungen eines Volkes auf den Gebieten der Kunst, Musik oder Architektur. In ähnlicher Weise betrachtete man Kultur als etwas, was man hat oder was man nicht hat. Jemand hatte Kultur, wenn er oder sie über das Wissen und die Lebensformen der Eliten verfügte. Unkultiviert waren die anderen. Heute wird Kultur eher verstanden als ein System geteilter Überzeugungen, Werthaltungen und Normen, das eine Gruppe von einer anderen unterscheidet (Bierbrauer 2002). In einer anderen Definition wird Kultur knapp bestimmt als »*the man-made part of the human environment*« (Herskovits 1948).

Aus diesen Definitionen ist nicht zu entnehmen, *weshalb* Kultur und ethnische Identität am Ende des 20. Jahrhunderts zu Schlüsselbegriffen für ethnische Konflikte geworden sind. Ethnisch-kulturelle Homogenität oder die Bedrohung derselben dienen zur Legitimation für so genannte ethnische Säuberungen. Das berühmte Buch des amerikanischen Politologen *Samuel Huntington* (1996) trägt den Titel *Kampf der Kulturen*. Darin entwickelt er die Hypothese, dass die Weltpolitik des 21. Jahrhunderts nicht mehr so sehr von Macht- und Wirtschaftsinteressen geprägt sein wird, sondern von ethni-

schen Konflikten, die entlang kultureller Fronten innerhalb und zwischen den Staaten entstehen. Eine der potentiell gewaltförmigsten Bruchstellen sieht er an der Nahtstelle zwischen dem Orient und Okzident. Obwohl Huntington heftig kritisiert worden ist, so ist doch nicht zu verkennen, dass mit dem Hinweis auf einen bevorstehenden »*war of cultures*« militärische Interventionen legitimiert werden könnten.

Weshalb ist die tatsächliche oder vermeintliche Bedrohung der kulturellen oder ethnischen Identität von einer derartigen Sprengkraft? Und weshalb lassen sich Millionen von Menschen mobilisieren, um ihre Kultur, Ideologie oder Religion – unter Umständen sogar unter Einsatz ihres Lebens – zu verteidigen?

Kultur hat eine existentielle Bedeutung für die Menschen, die von den meisten Sozialwissenschaftlern nicht gesehen wird: Kultur kann verstanden werden als Kern menschlicher Sinnstiftung. Diese überraschende These klingt schon bei *Max Weber* an. Kultur, so sagt er, sei »vom Standpunkt des Menschen aus [ein] mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens« (Weber 1904, S. 223). Wer diesen Satz einhundert Jahre später liest, ist erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit Weber der Kultur eine sinnstiftende Funktion zuspricht. Diese Sichtweise ist den empirischen Sozialwissenschaften weitgehend verloren gegangen.

Man kann Webers Vorstellung von Kultur verstehen als einen Rückgriff auf eine existentielle Ressource, die der Welt einen Sinn verleiht. Anders gewendet könnte dies heißen: Kultur ist der Sinnstifter für unsere endliche Existenz und gleichsam die Brücke zwischen Leben und Tod.

Der amerikanische Sozialanthropologe *Ernest Becker* hat den Zusammenhang zwischen Todesfurcht und Kultur weiter thematisiert. Er hat in seinem Buch *Dynamik des Todes. Die Überwindung der Todesfurcht – Ursprung der Kultur* (1976) das »existentielle Dilemma« des Menschen aufgezeigt, dass die Angst vor dem Tod die Ursache für eine existentielle Bedrohung (*terror*) ist. Kultur, so seine überraschende Einsicht, hilft die Angst vor der eigenen Sterblichkeit zu begrenzen. Kultur ist der *Angstpuffer* vor dem anscheinend sinnlosen Tod. Das Gefühl der Vorläufigkeit, Kleinheit und Bedrohtheit hat nach *Robert Lifton* (1986) die moderne Ausrottungsmentalität motiviert, weil für die Täter damit Gefühle der Erlösung und Beglückung verbunden sind. Um das Wissen der eigenen Sterblichkeit zu bannen, erfolgt nach Lifton der Griff nach dem »großen Projekt« und seinen vermeintlich endgültigen Endlösungen, die mit der Ausrottung des Unstimmigen und Abweichenden völkische Reinheit oder Elimination von Ungläubigen versprechen. Deshalb werden insbesondere Glaubenskonflikte sehr heftig geführt, weil Religionen und Weltanschauungen in ihrem Kern eine Formel für eine sinnvolle Existenz und möglicherweise ein Versprechen für die Unsterblichkeit beinhalten.

VI. *Terror Management-Theorie* — Ausgehend von diesen Überlegungen haben die amerikanischen Sozialpsychologen *Solomon*, *Greenberg* und *Pyszczynski* (1991) eine empirisch überprüfbare Theorie veröffentlicht. Sie gehen von der Annahme aus, dass die mit der nur Menschen eigenen Fähigkeit zur Selbstreflexion verbundene Bewusstheit des eigenen Todes eine ständige Quelle existentieller Angst ist. Kultur vermindert diese Existenzangst, indem sie die Welt mit Bedeutung, Ordnung und Kontinuität erfüllt. Die Anbindung an einen kulturellen Wertehorizont erzeugt ein Gefühl der Sicherheit und verbürgt einen positiven Selbstwert, wenn das Individuum in der Lage ist, den kulturellen Standards zu entsprechen. Der Glaube an die Richtigkeit der eigenen kulturellen Standards verleiht die Überzeugung, ein sinn- und wertvolles Leben zu führen. Menschen streben deshalb danach, ihre kulturelle Weltsicht von anderen Menschen bestätigen zu lassen, um als wertvoll anerkannt zu werden. Wird die eigene Weltsicht durch andere Weltsichten bedroht, dann gefährdet dies auch gleichzeitig das Selbstwertgefühl. In einer derartigen Bedrohungssituation versuchen Menschen, die Bedeutung anderer Weltsichten zu leugnen oder abzuwerten.

Als zentralen Kern ihrer Theorie postulieren *Solomon* u.a. einen kulturellen Angstpuffer, der aus zwei sich ergänzenden Komponenten besteht: *erstens* der kulturellen Weltsicht und *zweitens* dem Selbstwert.

Die *kulturelle Weltsicht* beinhaltet die Überzeugung, dass die subjektive Realität eingebettet ist in ein System, das Transzendenz, Ordnung und Sinn verbürgt. Die Übereinstimmung der subjektiven Realität mit den kulturellen Normen und Werten ermöglicht ein Gefühl der Sicherheit und symbolischen Unsterblichkeit.

Selbstwert erwächst und ist abgeleitet von den Erwartungen der kulturellen Weltsicht. Um diesen Selbstwert zu erhalten, ist menschliches Handeln primär darauf gerichtet, ihn zu verteidigen. Obgleich die kulturelle Weltsicht von Menschen als absolute Realität angenommen wird, ist sie eine fragile Konstruktion, die der ständigen Bestätigung durch andere bedarf.

In einer Reihe von Untersuchungen konnten *McGregor* u.a. (1998) zeigen, wie Gedanken an die eigene Sterblichkeit, Konfrontation mit anderen Weltsichten und vermindertes Selbstwertgefühl zu einer Abwertung von Menschen führen, die diese andere Weltsicht verkörpern. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass wir uns hierbei argumentativ und empirisch auf der Ebene des individuellen Verhaltens und Erlebens befinden. Eine einfache Generalisierung von dieser Ebene auf die Makroebene der Gesellschaft ist nicht möglich. Aber immerhin eröffnen diese Überlegungen eine Perspektive zum Verständnis der Dynamik konkurrierender kultureller Weltsichten. Sie deuten an, wie über die tatsächlichen oder vermeintlichen existentiellen Bedrohungen im Zusammenspiel mit relativer Deprivation eine Mobilisierung durch Kultur möglich ist.

Welche Folgerungen können wir aus diesen Überlegungen ziehen?

Kultur ist eine *existentielle Ressource zur Sinnstiftung*. Dieser Ansatz stellt eine Alternative zu jenen Begründungen dar, die ethnische Konflikte aus reinem ökonomischen Kalkül erklären wollen. Die durch chronische Modernisierungskrisen erlebten Deprivationserfahrungen bergen eine hohe soziale Sprengkraft. Wenn es gelingt, über diese Konstellation hinaus die Bedrohung der eigenen ethnischen oder kulturellen Werte zu einer zentralen Frage zu machen, dann ist durch einen Rückgriff auf ethno-politisches Bewusstsein eine Mobilisierung möglich.

-
- 1 Dieser Beitrag fußt auf einem Vortrag, den der Autor auf Einladung des Landesinstitutes für den Öffentlichen Gesundheitsdienst in Nordrhein-Westfalen am 21. März 2002 in Dortmund hielt.

Literatur:

- David Adams (ed.): The Seville statement on violence. Preparing the ground for the construction of peace. UNESCO. 1991.
- Ernest Becker: Dynamik des Todes. Die Überwindung der Todesfurcht – Ursprung der Kultur. Freiburg 1976.
- Günter Bierbrauer: Sozialpsychologie. Stuttgart 1996.
- Günter Bierbrauer: Interkulturelles Verhandeln. In: F. Haft / K. v. Schlieffen (Hg.): Handbuch Mediation. München 2002, S. 266-288.
- Brad J. Bushman / Roy F. Baumeister / Angela D. Stack: Catharsis, aggression and persuasive influence: Self-fulfilling or self-defeating properties. In: Journal of Personality and Social Psychology, 76 (1999), S. 367-376.
- Charles Darwin: Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und den Thieren. Stuttgart 1872.
- Richard Dawkins: The selfish gene. Oxford 1976.
- Sigmund Freud: Warum Krieg? [1932]. In: Gesammelte Werke. Teil 16: Werke aus den Jahren 1932-1939. Frankfurt am Main 1978.
- Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung HIIK: Konfliktbarometer 2000. Krisen - Kriege - Putsche - Verhandlungen - Vermittlung - Friedenschlüsse. 9. Jährliche Konfliktanalyse. Heidelberg.
- Melville J. Herskovits: Man and his works: The science of cultural anthropology. New York 1948.
- Samuel P. Huntington: Kampf der Kulturen. The clash of civilizations. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. München 1996.
- Heidi Keller: Evolutionary approaches. In: John W. Berry / Ype H. Poortinga / Janak Pandey (eds.): Handbook of cross-cultural psychology, 2nd ed., Vol. 1. Boston 1997, S. 215-255.
- Herbert C. Kelman: Interactive problem solving as a metaphor for international conflict resolution: Lessons for the policy process. In: Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology, 5 (1999), S. 201-218.
- Edgar Klinger / Günter Bierbrauer: Interkulturelle Konfliktregelung. In: G. Sommer / A. Fuchs (Hg.): Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim (erscheint 2004).
- Robert J. Lifton: Der Verlust des Todes. Über die Sterblichkeit des Menschen und die Fortdauer des Lebens. Frankfurt 1986.
- Konrad Lorenz: Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression. Wien 1963.
- H.A. McGregor, J.D. Lieberman, J. Greenberg, S. Solomon, J. Arndt, L. Simon: Terror management and aggression: Evidence that mortality salience motivates aggression against worldview-threatening others. In: Journal of Personality and Social Psychology, 74 (1998), S. 590-605.
- Muzafer Sherif / Carolin W. Sherif: Groups in harmony and tension. New York 1953.
- Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908
- Sheldon Solomon / Jeff Greenberg / T. Pyszczynski: A terror management theory of social behavior. The psychological functions of self-esteem and cultural world views. In: Mark P. Zanna (ed.): Advances in Experimental Social Psychology, 24 (1991), S. 93-159.
- Manfred Velden: The heritability of mental traits. Osnabrück 2001.
- Max Weber: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis [zuerst 1904]. In Johannes Winckelmann (Hg.): Max Weber: Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart 1956, S. 186-262.
- Richard Wrangham / D. Peterson: Demonic males: Apes and the origins of human violence. Boston 1996.
- R.B. Zajonc: Massacres: Mass murders in the name of moral imperatives. Unpublished manuscript, Stanford University 2000.